**Zeitschrift:** Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

**Herausgeber:** [s.n.]

**Band:** 12 (1970)

**Artikel:** Vier Betrachtungen

**Autor:** Meyer, Arthur Manuel

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-971762

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 15.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Vier Betrachtungen

Von *Arthur Manuel Meyer*

## *Jugend und Alter*

«Ehre Vater und Mutter», ein längst in Vergessenheit geratenes Gebot! Was sollen uns überhaupt Gebote? Der heutige Mensch tut nur, was ihn reizt, wozu er Lust hat, was ihm Vergnügen bereitet, wovon er sich einen Gewinn verspricht. Alles andere empfindet es als lästig, als konventionellen Ballast. Getan wird nur, was unbedingt getan werden muß, und zwar meist in der letzten oder vorletzten Minute. Sich an Vorschriften zu halten und sich etwas sagen zu lassen, ist Schulmeisterei. Sogar die Gebote der Bibel scheinen ihre Geltung verloren zu haben. Jedenfalls besteht kein Zwang, sie zu halten. Was wir ehren oder nicht ehren, ist unsere Sache. Das gilt auch für unsere Eltern. Daß sie für uns sorgten, bis wir selber verdienten, war das nicht ihre Pflicht? Auch *sie* haben ihre Fehler und manches getan, was sie besser unterlassen hätten. Wir wollen aber gerne ein Auge zudrücken, denn das gleiche werden später auch unsere eigenen Kinder einmal von uns selber sagen. Die Hauptsache ist, wenn wir den Eltern gegenüber keine finanziellen Verpflichtungen haben, wenn sie gespart haben und sich mit dem begnügen, was heute der Staat jedem seiner Bürger und Bürgerinnen schuldig ist. Im übrigen wünschen wir ihnen Gesundheit und ein fröhliches Alter und freuen uns, wenn sie uns gelegentlich einmal besuchen, vorausgesetzt, daß wir dann zu Hause sind, denn die heutige Zeit läßt uns nicht mehr viel Zeit. Von allen Seiten wird man in Anspruch genommen, und wer nicht mitmacht, den schickt man bachab.

So ungefähr spricht und denkt ein Großteil der heutigen Jugend. Sie nennt sich realistisch. Gefühle wie Ehrfurcht aber sind Imponderabilien und lassen sich nicht kommandieren. Entweder hat man sie oder man hat sie nicht. Hat man sie nicht, dann aber nur, weil sie nicht in uns gepflanzt, geweckt und gepflegt worden sind. Wenn der Vater dem Kind die Ehrfurcht zerstörte, als es sich noch dem Staunen hingab oder das Wunder vorzeitig durch sogenannte «wissenschaftliche Erklärungen» um sein Geheimnis gebracht, was Wunder, wenn es sich selbst nur als bloßes Produkt der Willkür und Leidenschaft betrachtet, das ebenso gut hätte anders ausfallen können!

Und doch erwarten im Grunde alle Eltern, daß man sie ehrt. Ja, es ist, als ob sie das brauchten. Es scheint geradezu eine Lebensnotwendigkeit, daß all die Kräfte, die sie während Jahrzehnten für ihre Kinder ausgegeben,

ihnen nun irgendwie wieder von ihnen zurückströmen, wenn auch nur in Form von Anhänglichkeit und guten Gefühlen. Davon *leben* sie. *Das* erst gibt ihnen die Gewißheit, daß ihr eigenes Leben, daß all die tausend kleinen und großen Opfer nicht vergeblich gewesen sind. Diese Gewißheit allein schafft ihnen ein freudiges Alter und hilft ihnen über die Gebrechen und Leiden hinweg, für die sie nun mehr und mehr anfällig werden.

Das zu entdecken aber war nicht erst der heutigen Zeit vorbehalten. Das war von jeher — auch zu Moses Zeiten — schon Lebensgesetz. Die Jugend lebt vom Alter wie das Alter wiederum von der Jugend. Beide haben einander nötig, beide sind aufeinander angewiesen, beide sollen einander ergänzen. Was die Eltern den Kindern gegeben — nicht nur an Nahrung und Kleidung, sondern vor allem auch an Gemütswerten — das strömt ihnen früher oder später wieder zurück, auch wenn sie kein gesetzliches Anrecht darauf haben und wenn es auch immer wieder betrübliche Ausnahmen gibt. Gewiß aber ist dies: je weniger die Eltern fordern und erwarten, umso weniger werden sie enttäuscht, umso beglückter sind sie von jedem Zeichen echter Dankbarkeit und Anerkennung, die sie von den Jungen erfahren. Das aber soll nicht nur an Weihnachten, an Geburts- und Muttertagen geschehen, sondern dazu haben wir täglich Gelegenheit.

### *Das Ziel*

Ein Mensch ohne Ziel ist wie ein Schiff ohne Kompaß und Steuer. Er wird von jedem Winde herumgeworfen, kann an jeder Klippe, an jedem Felsen zerschellen. Ohne innere Führung ist er jedem Zufall anheimgegeben, jeder Verführung ausgesetzt, früher oder später wird er irgendwo stranden und scheitern, wenn er sich darum auch noch nicht kümmert, denn, denkt er, letzten Endes sind wir doch alle zum Untergang bestimmt. Ja, wenn es irgendetwas Bestimmtes gibt, so ist es dies: das Ende, der Untergang ist uns gewiß. Was hat es da für einen Sinn, sich darüber noch besondere Gedanken zu machen? Am besten: man überläßt sich den Wellen und läßt sich von ihnen tragen und treiben, solange es ihnen gefällt.

Wir alle kennen solche Menschen. Ja wir selbst haben vielleicht schon einmal Augenblicke erlebt, wo wir am liebsten gestrandet wären. Dann, dachten wir, wäre es zu Ende mit unserer Not. Dann brauchten wir uns um nichts mehr zu sorgen. Doch dann, vielleicht im letzten Moment, blitzte plötzlich etwas in uns auf, ein Funke von einem Leuchtturm, nach dem wir uns früher gelegentlich orientiert: damals, als wir noch ein bestimmtes Ziel von Augen gehabt: einen Port, einen Hafen, den wir erreichen wollten, bevor wir in unserem Leben Kompaß und Steuer verloren. Irgend jemand sagte uns, wie wir schnell vorwärtskommen und reich werden könnten, ohne uns besonders anstrengen zu müssen, man brauche keinen Kompaß und kein anderes Steuer dazu als den eigenen Willen. Man brauche weder den Herrgott noch sein Gewissen dazu; alles, was nötig sei, liege bereits in unserer Hand. Ergreifen und zupacken, allein darauf komme es an. Und so griffen wir denn darnach, vielleicht mehr als einmal. Und der Erfolg? Steine statt Brot. Sand statt Gold. Schlangen statt Fische. Und am Ende: Hunger und Durst. Unsere eigenen Vorräte und Energien, die wir für die große Reise benötigt, waren verbraucht und vertan. Wir hatten kein Ziel mehr vor Augen und trieben im Kreise herum. Und merkten es kaum. Bis ein Sturm uns gegen eine Steilküste trieb. Dann sprangen wir aus dem Boot und begannen um Hilfe zu schreien. Und siehe da: einer hat uns bemerkt und uns einen Funken von seinem Leuchtturm gesandt. Jetzt glaubten und hofften wir wieder. Und irgendjemand nahm uns an Bord, verpflegte uns und rüstete uns aus, um die Reise nach dem großen Ziel wieder ins Auge zu fassen.

Und was war dieses Ziel? Die Berufung dessen, der uns nicht nur Ohren und Augen für irdische, sondern auch für himmlische Ziele gegeben. *Diese* nun galt es ins Auge zu fassen, *diesen* zuzusteuern, ob wir sie erreichten oder nicht. Das Erreichen selbst ist nicht unsere

Sache. Worauf es ankommt, ist einzig, daß wir sie zu erreichen trachten, daß wir uns anstrengen, daß wir den Leuchtturm nicht mehr aus den Augen lassen. Und wißt ihr, wer dieser Leuchtturm ist, den Gott für uns aufgestellt und hat funken lassen? Dieser Leuchtturm ist der, der von sich gesagt hat: ich bin das Licht der Welt. Dieser Leuchtturm ist der, von dem ein Licht ausstrahlt, vor dem es keine Finsternis gibt, das seinen Finger in jede Not und in jedes Dunkel hinabstreckt. Wen aber auch nur ein einziger Strahl dieses Lichtes einmal getroffen, der kann es nicht mehr vergessen, auch wenn es zeitweise seinem Bewußtsein entschwindet. Immer ist es wieder da und bricht durch die Wolken unserer Nöte hindurch.

So jedenfalls hat es auch der kleine stolze Mann Paulus erlebt, dem dieses göttliche Licht die eigenen Lichter plötzlich auslöschte, so daß er forthin kein anderes Licht mehr begehrte als das, das ihm vor Damaskus erschien. Nun vergaß er, was hinter ihm lag: Irrtum, Stolz, Rechthaberei, Gotteslästerung, Fanatismus, Ehrgeiz und Rechtgläubigkeit: all das lag hinter ihm. Hinter ihm alle Ziele, denen er einst so heiß und gierig nachgestrebt, ein Schriftgelehrter und Gottesmann zu werden, einer, von dem man sprach, den man auf den Katheder zitierte, dessen Aussprüche begehrt und beachtet, ein Mann von Autorität, den man um Gutachten anging. Ach, was bedeutete ihm nun das alles! Lauter Hoffart und Eigendünkel! Nichts mehr davon! Fort mit all diesem Ballast! Jetzt kam es nur noch darauf an, daß man lief. So rasch und behend, als man konnte. Mochte man lachen, wenn ein Alter sich noch auf die Rennbahn begab. Er lief mit. Mochten manche schneller laufen als er. Hier wurde nicht mit dem Sekundenmillimeter, nicht mit der Stoppuhr gemessen. Auch wenn einer strauchelte und immer wieder aufstehen mußte: es galt nur eines: das Ziel nicht aus den Augen zu lassen: den Kampfpreis der himmlischen Berufung Gottes durch Jesus Christus.

Was heißt das? Verstehen wir das noch? Klingt das nicht fremd für unsere Ohren? Wie sollen wir uns das für uns selber verständlich machen? Wie können wir es verstehen, ohne es erlebt zu haben? Wann ist dieses Ziel uns selber schon aufgeleuchtet? «Himmlische Berufung», was ist denn das? Geh und frag einen Mann auf der Straße. Wird er nicht lachen? Mein Ziel ist das heutige Mittagessen, nachmittags das Fernsehen oder der Kaffeejaß, morgen das Geschäft und die Börse, übermorgen die Geschäftsreise, was nachher kommt, weiß ich noch nicht. Es genügt mir vollkommen, mit jedem Tag fertig zu werden. Aber, liebe Freunde, wird man denn das? Man wird es nur dann, wenn man das große Ziel nicht aus den Augen verliert, wenn wir wissen, daß wir auf einer Rennbahn sind, die nicht im Spital endet oder dort, wo die Nationalstraße aufhört oder wo uns niemand mehr kontrolliert. Sondern wenn wir den Ruf Gottes auch bei unseren täglichen Verrichtungen und Arbeiten, auch in unseren Erholungs- und Feierstunden vernehmen, so daß wir wissen, was wir zu tun und zu lassen haben, was uns nützt oder schadet, was unsere Energie und unsere Ausdauer steigert und was uns zu vorzeitigem Ermatten und Aufgeben zwingt. Und wie viele liegen doch auf der Strecke! Denkt nur einmal über eure Klassenkameraden vor dreißig oder mehr Jahren nach! Wie mancher, der einst nach hohen und ewigen Zielen gestrebt, ist jämmerlich gestrandet. Wie manchen hat Wein, Weib und Gesang vom rechten Weg und Lauf abgebracht. Wie mancher hat sich irgendeines Vehikels bedient, um sich selbst nicht mehr anstrengen und laufen zu müssen. Wie mancher hat vorzeitig aufgegeben, weil er sein Ohr irgendeinem falschen Propheten oder Prediger lieh, der ihn nur als Ausbeutungsobjekt benutzt. Wie mancher ist an sich selber irre geworden, weil er merkte, daß er seine eigenen Ziele nicht zu erreichen vermochte. Aber gerade diesen Gestrandeten, solange nur noch ein Atemzug in ihnen, ist noch eine Chance gegeben: noch einmal aufzustehen und wieder zu laufen. Denn dazu ist Christus in die Welt gekommen, daß wir laufen und nicht müde werden, bis wir durch ihn das wahre, das ewige Leben erhalten.

*Erinnerungen*

Es gibt Menschen, die immer wieder in Erinnerungen schwelgen. Vor allem im Gedenken an die «Tage der Rosen». Wie manche alte Frau schließt da vor Seligkeit die Augen und wird wieder jung. Diese Erinnerungen sind umso süßer, je saurer nachher das Leben ausfiel, je mehr Enttäuschungen und Kummer es brachte und vielleicht immer noch bringt. Da wird jede Erinnerung zu einer Flucht in die Vergangenheit, die dann stets in einem rosigen Lichte erscheint. Erinnerungen an Jugendfreundschaften und schalkhafte Streiche, an frohe Reise- und Wandertage, an Bergbesteigungen, abenteuerliche Segelfahrten und andere glücklich überstandene Abenteuer. Erinnerungen auch an Großeltern und Eltern, an die Jugendjahre der eigenen Kinder, die einen selbst wieder jung werden ließen: wie viele Möglichkeiten, sich zu erinnern und die leidvolle Gegenwart vergessen zu können! Je reicher ein Leben, umso mannigfaltiger und kostbarer seine Erinnerungen!

Und dennoch ist das nicht der Sinn unseres Lebens und vor allem auch nicht des Alters. Wer nur noch in und von Erinnerungen lebt, hat bereits so gut wie abgedankt. Wenn mir ein alter Ofenbauer bei jedem Besuch erzählt, wie viele Öfen er einstmals gesetzt, wer sie bestellt und bezahlt, wo er mit seiner Arbeit Lob geerntet und wo er mit den Bestellern Schwierigkeiten gehabt, so muß man das dem Greisenalter zugutehalten, das keine neuen produktiven Gedanken mehr zeugt, sondern sich nur noch am Schattenspiel seiner eigenen Vergangenheit ergötzt.

Das Leben aber ist mehr als ein Spiel. Es ist ein Kampf — und soll einer sein! — bis ins höchste Alter hinauf. Denn Kampf allein erhält jung. Nur im Kampf erneuert sich unsere Kraft. Auch das sich Erinnern soll und darf nicht bloß ein schwelgerisches Genießen unserer Vergangenheit sein. Nein, sich erinnern ruft zur Verinnerlichung auf. Wenn man einer Sache «inne» wird, so heißt das nicht nur, daß man sich ihrer bewußt wird, um sich später daran erinnern zu können, sondern daß man sich mit ihr auseinandersetzt, sie verarbeitet und sich innerlich zum Eigentum macht. Und das nicht nur einmal, sondern immer wieder, bis sie sich völlig geklärt und abgeklärt hat. Dann erst liegt der rechte Glanz des Unverlierbaren darauf. In besonderem Maß gilt das von jenen Erlebnissen, die für unser inneres Leben entscheidend geworden, für jene Augenblicke, wo uns ein Flügel des Unsichtbaren gestreift oder wo uns ein Wort so getroffen, als hätten wir eine Stimme vom Himmel gehört. An solche Augenblicke sich zu erinnern ist geradezu unsere Pflicht. Nicht nur uns selbst, sondern auch andern gegenüber, für die wir uns in irgendeiner Weise verantwortlich fühlen. Das Wort, daß jeder seines eigenen Glükkes Schmied, darf hier nicht als Entschuldigung gelten. Wenigstens nicht, wenn wir den Anspruch erheben, Christen zu sein. Jeder Christ sollte wie der alte Petrus seine Brüder und Schwestern «mit Fleiß erinnern, ihre Berufung und Erwählung festzumachen» und es nicht bei einmaligen Gefühlsäußerungen bewenden lassen im Glauben, es sei damit getan, wir seien «erlöst» und es könne uns nichts mehr geschehen. Da würde einer ja einem Schiffbrüchigen gleichen, der zwar einen Rettungsring faßt, dann aber die Augen schließt und es dem Schicksal überläßt, ob er auch aus dem Wasser gezogen wird oder nicht. Mit anderen Worten: wir sollen nicht bei unseren Erlebnissen und Erinnerungen stehenbleiben, sondern an ihnen wachsen und uns vertiefen, so oft wir sie uns ins Gedächtnis zurückrufen. So rief ein Mose seinem Volk in der Wüste zu: «Ihr seid nicht nur Abrahams Kinder, sondern Gottes Kinder.» Es genügt nicht, Angehöriger eines «auserwählten Volkes» zu sein, man muß seinen Gott persönlich erleben, sonst hilft einem jeder Personalausweis nichts. Deshalb hielt es auch Petrus für seine Pflicht, seine Freunde an das Fundamentalerlebnis jedes Christen zu erinnern, nämlich an ihre Berufung und Erwählung, wann immer und wie verschieden diese auch von jedem Einzelnen erlebt worden sein mag. Die Hauptsache ist, daß man sich ihrer erinnert, ihrer immer fester und gewisser wird, auf daß man ein Funda-

ment in sich trage, das allen Erschütterungen — auch denen des Alters und Todes — gewachsen, weil es sich nicht auf Sichtbares, sondern auf das Unsichtbare gründet. Ein solches Erleben immer mehr zur inneren Realität werden zu lassen: darauf allein kommt es an. Das heißt: sich erinnern, um seiner inne zu werden!

*«Ein Herr namens Anstand . . .»*

Dieser Herr irrt irgendwo umher. Seit wann und wo weiß man nicht. Es gibt nur noch wenige, die sich an ihn erinnern, diese aber vermissen ihn sehr. Seit dem Krieg wurde er kaum mehr in unserem Lande gesehen. Wahrscheinlich hat er sich in eine Gegend verzogen, wo die Menschen noch anders leben als wir. Diejenigen unter uns, die ihn noch gekannt, werden das verstehen, auch wenn sie nicht näher mit ihm in Berührung gekommen. Er war einfach anders als wir. Aber dieses «Anderssein» hatte er weder einer besonderen Abstammung, noch Bildung oder gar äußerem Reichtum zu verdanken: dieses «Anderssein» war einfach er selbst. Es war etwas an ihm — oder in ihm — das, obwohl kaum in Worte zu fassen, doch als etwas erlebt wurde, das wir alle nicht oder doch nicht in demselbem Maße besaßen und um das er zu beneiden war. Doch nein, der Neid erwachte erst hinterher, als er nirgends mehr zu finden war.

Eine Vermißtmeldung im Radio blieb leider ohne Erfolg. Wohl liefen einige spärliche Nachrichten ein: da und dort soll er einmal aufgetaucht, an einem Bahnschalter, auf einem Schiff gesehen worden sein. Es wurde geschildert, wie er einem Behinderten behilflich gewesen, wie er trotz seines bereits hohen Alters einer Frau seinen Sitzplatz angeboten, wie er einem mittellosen Fremden zu einer Stellung verholfen. Aber alle diese Dinge verstehen sich auch heute noch gottseidank einigermaßen von selbst, wenigstens unter uns, die wir so etwas wie Erziehung genossen. Man hat uns das beigebracht. So und so, sagte man uns, hat man sich zu verhalten. Es waren Verhaltensmaßregeln, durch die Gesellschaft genormt, in die man hineingeboren war. Ausbrüche wie bei der heutigen Jugend wurden nicht geduldet oder waren verfemt, Einzelfälle, nicht allgemeine Rebellion. Der Vermißte aber — dafür darf Bürgschaft geleistet werden — ist nicht vor diesen Ausbrüchen geflohen. Er hat diese Ausbrüche alle selbst durchgemacht, nur nicht äußerlich. Auch er hat an den Ketten des Herkommens gerüttelt, ja sie sogar abgestreift, so daß sie ihm nichts mehr anhaben konnten. Obwohl er äußerlich noch als konventionell gelten konnte — weder lange Prophetenhaare noch besonders schloddrige Kleider trug — hatte er alle Konvention in sich selbst längst überwunden, bevor der erste äußere Aufstand dagegen entstand.

Das einzige, was er nicht verstand und was wohl der tiefste Grund seines Umherirrens, seiner äußeren Ruhelosigkeit ist, mag der Umstand sein, daß alles irgendwie beim Äußern blieb: daß die Menschen zwar aus sich herausbrachen, aber nicht mehr in sich zurückzufinden vermochten. Daß diese Zeit deshalb eine chaotische Zeit, versteht sich von selbst. Die Menschen sind heimatlos geworden, sie finden sich nicht mehr in die alten Zelte zurück. Die neuen aber, die sie benötigen, werden nicht von Maschinen gewirkt. Sie werden nur von Menschen geschaffen, die sich selbst umgeschaffen: ein Prozeß, der nie abgeschlossen, sondern der das ganze Leben fortdauert.

Das aber scheint mir das Wesen jenes Vermißten gewesen zu sein oder noch zu sein — falls er noch lebt — daß er sich selbst als in einer ewigen Entwicklung begriffen, daß er keine sturen «Grundsätze» verfocht, daß er kein unbelehrbarer Dogmatiker war, daß er nicht nur über fremde, sondern auch über die eigenen Grenzpfähle hinauszusehen vermochte, daß er spürte, daß es eigentlich überhaupt keine dauernden Grenzen, sondern daß alles im Fluß und im Werden und deshalb auch aufeinander angewiesen ist, daß wir alle, so verschieden wir sein mögen, alle einander nötig haben. Aus dieser Erkenntnis aber ist dann das bei ihm gewachsen, um dessentwillen ihn

alle, die ihn gekannt, so beneidet: seine große Bescheidenheit. Da diese aber in unserer Zeit nichts mehr gilt, da nur noch der Ellbogenmensch zu Erfolg zu kommen vermag, muß er sich als «überflüssig» verabschiedet haben und irrt nun irgendwo umher, um vielleicht doch noch ein paar Menschen zu finden, die ähnlich empfinden wie er. Menschen, die den Abstand und damit den — Anstand bewahrt . . .

«Reif für das Narrenhaus oder das Kloster!» wird mancher sagen. Aber darüber entscheiden nicht wir. Darüber entscheidet die Zeit. Darüber entscheiden nur Menschen, die wieder zu sich selbst zurückgefunden haben, gewandelt und doch im Grunde die, die sie immer schon waren, ohne daß sie es wußten. Menschen, die sich von einer unteren zu einer höheren Bewußtseinsstufe erhoben. Solche allein vermögen uns zu zeigen, was in der heutigen Zeit der Anstand — nicht verlangt — sondern verleiht . . .

*Redaktionelle Nachschrift:*

Wir möchten unsere Leser auf die Schrift unseres Autors «Vom ewigen Leuchten» aufmerksam machen, die kürzlich im Calven-Verlag erschien. In diesem Bändchen veröffentlichte Pfarrer Arthur Meyer eine Anzahl Betrachtungen, die für jung und alt wegweisend sein können.